



Sie ist noch viel zu jung, um zu sterben. Doch der 50 Jahre alten Natalie ist bewusst, dass ihre letzte Lebensphase begonnen hat. Die todkranke Frau ist Gast im stationären Hospiz in Faurndau und froh über jeden Tag, der ihr noch bleibt.
 Von Karin Tutas

Jeder Tag ist kostbar

Im Hospiz verbringen Menschen ihre letzte Lebensphase



Das erste stationäre Hospiz im Landkreis in Faurndau (Bild oben) wurde vor zwei Jahren eröffnet. Das Team um Marta Alfia – das Bild unten wurde gestellt – begleitet Menschen an der Schwelle zum Tod. Die Lebensqualität ihrer Gäste ist den Mitarbeitern der Einrichtung ein großes Anliegen.

Fotos: Giacinto Carlucci

Das Ende fängt jetzt an. Sachlich, fast nüchtern kommt der Satz über die Lippen. Und doch schwingt in den Worten der schwächlichen Frau Trauer mit. Sie verschwindet fast in dem großen, bequemen Sessel. Natalie, diesen Namen hat sie sich spontan für diesen Bericht ausgesucht, macht sich keine Illusionen darüber, wie es um sie steht. Sie steht an der Schwelle zum Tod. Natalie ist Gast im stationären Hospiz in Faurndau. Hier erfahren Menschen in ihrer letzten Lebensphase eine liebevolle und aufmerksame Begleitung.

Natalie hat gerade ihr Frühstück beendet, „ich mag die Frühstückspausen“, sagt sie. Dann sitzen die Bewohner in der großen Wohnküche um den Tisch, plaudern, „oft liest jemand aus der Zeitung vor“, berichtet Marta Alfia. Die Leiterin der Einrichtung sitzt dann gern mit den Gästen zusammen, „wir lachen und reden viel“, fügt Natalie hinzu, die froh ist, die Entscheidung getroffen zu haben, ihre letzte Lebensphase im Hospiz zu verbringen.

Sie ist erst 50 Jahre alt – viel zu jung, um zu sterben. „Ich hätte mir das auch anders gewünscht“ sagt die Frau. Die tödliche Bluterkrankung, die ihr mehr und mehr die Kraft raubt, wurde vor zwei Jahren diagnostiziert. Die Krankheit blieb lange unerkannt, Natalie litt an ständigen Rückenschmerzen und wurde entsprechend behandelt.

Als sich nach einer Blutuntersuchung die wahre Ursache ihrer Schmerzen offenbarte, war die Krankheit weit fortgeschritten. „Ich hätte sofort eine Chemo bekommen sollen“, erzählt die 50-Jährige, „aber das wollte ich nicht“. Sie habe die Krebserkrankung ihrer Mutter miterlebt, die trotz mehrerer Jahre Chemotherapie nicht geheilt wer-

den konnte. Das habe sie in ihrer Entscheidung bestärkt. „Das wollte ich nicht mitmachen.“ Viel lieber wollte sie mit ihren zwei Söhnen – zehn und zwölf Jahre alt – und ihrem Ehemann noch einen unbeschwerten Urlaub verbringen.

Es sollten die letzten gemeinsamen Ferien der Familie werden – mit Fahrradfahren und Wandern – all die Dinge, die die einst sportlich aktive Frau früher gerne gemacht hat. „Ich habe mit meinen Jungs immer viel unternommen“, Ausflüge in den Kletterpark oder durch den Wald streifen. „Ich wollte nicht, dass sie Stubenhocker werden“. Kurz leuchtet ihr Gesicht auf, wie immer, wenn sie von ihren Kindern spricht. Die Jungs hätten damals noch nichts von ihrer Erkrankung geahnt, die sich dann aber irgendwann nicht mehr verbergen ließ. „Nach dem Urlaub wurde ich immer weniger“, die Söhne begannen, Fragen zu stellen.

Die Krankheit bestimmte immer mehr den Alltag der Familie. Ihr Mann trage schwer an dem Wissen, dass nun das „Warten auf den Tod“ begonnen habe. Er wollte sie zuhause pflegen. „Aber er muss doch arbeiten, wie sollte er das alles schaffen?“ Ein resignierter Blick. Ende vergangenen Jahres entschied sich Natalie, ins Hospiz umzuziehen. Der Kinder- und Jugendhospizdienst, der die Söhne betreut, hatte den Platz vermittelt. Die Mitarbeiter betreuen Kinder kranker Eltern – die Rundum-Betreuung der Erkrankten und ihrer Familien sei ein wichtiger Grundsatz der Hospizarbeit, erklärt Marta Alfia.

Das setzt sich in der stationären Einrichtung fort. „Unsere Gäste sollen sich wie zuhause fühlen und die Angehörigen sind hier auch zuhause“, erklärt die Leiterin des Hauses. Erst vor kurzem durfte Natalies jüngerer Sohn hier seinen Geburts-

tag feiern. „Wir haben ihn überrascht und mit Kuchen und Kerzen empfangen“, erzählt seine Mutter. Die Freude ihres Jungs zu spüren, gehört zu den großen Lichtblicken in einem weitgehend von der Krankheit geprägten Tagesablauf. Anfangs hatte sie großes Heimweh. Jedoch die Gewissheit, dass ihr Aufenthalt hier ihre Familie ent-

Die letzte Lebensphase intensiv erleben

lastet, und die liebevolle Betreuung erleichtert Natalie das Einleben. „Und ich weiß, dass ich an einem Platz bin, wo alles dafür getan wird, dass es mir entsprechend meiner Möglichkeiten gut geht.“ Dass diese immer weniger werden, ist nicht zu übersehen. Das Sprechen strengt an. Jeder Schritt, gestützt auf einen speziellen Rollator, fällt unendlich schwer. „Als sie zu uns kam, lag sie nur im Bett“, erzählt Marta Alfia. Den Todkranken in ihrem letzten Lebensabschnitt so viel Lebensquali-

tät wie möglich zu bieten, habe für ihr Team oberste Priorität.

Die Gäste können ihren Tagesablauf selbst bestimmen. „Jeder darf aufstehen, wann er will, und essen, wann und was er will“, sagt die Leiterin des Hospizes. Man wird auch ein bisschen verwöhnt, findet Natalie. „Alle Geflüste werden erfüllt“, sagt sie und lacht die Pflegerinnen, die den Gästen jeden Wunsch von den Augen ablesen. Im Prinzip sei es ja ganz schön, bedient zu werden, meint sie nachdenklich. Wenn da nicht die Umstände wären, die sie ins Hospiz geführt haben. „Ich bin ja nicht glücklich“, mit einer resignierten Geste deutet die 50-Jährige auf ihre dünnen Arme. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Natalie ist nicht der Typ, der sich den Kummer von der Seele redet. Sie macht das lieber mit sich selbst aus.

Sie wisse, dass sie an ihrer Situation nichts ändern kann, und habe sich damit abgefunden, dass es für sie keine Heilung gibt. „Ich bin ein realistischer Mensch“, meint Natalie. Sie habe ihr Schicksal angenommen, „ich nehme, was kommt und genieße, was hier geboten ist“.

Gerne erinnert sie sich an zwei andere Bewohnerinnen, die sie im Hospiz kennengelernt hatte. Man buk gemeinsam Pizza, sei mit allerlei Leckereien verwöhnt worden. „Das haben wir sehr genossen.“ Man habe viel geredet und Spaß gehabt – und fast vergessen, wo man ist. Den Frauen blieb nur eine kurze gemeinsame Zeit. Abschiednehmen gehört auch zum Hospiz-Alltag, umso kostbarer sind die guten Tage.

Auf dem Nachttisch liegt ein Büchlein mit dem Titel „Bärenkräfte“. Es gibt Tage, da spürte Natalie solche Kräfte. Wie an jenem Sonntag, als sie ihre Familie mit ihrer Teilnahme an einer Feier überraschte. Marta Alfia hatte ein Auto organisiert und sie begleitet. Natalie ist dankbar für das Engagement der Hospiz-Mitarbeiter. „Meine Kinder haben sich so gefreut“, erzählt sie und ihre Augen strahlen dabei. Es ist eine eigene Welt. In den gemütlich eingerichteten Räumen herrscht eine ruhige und wohlwollende Atmosphäre. Vieles, was außerhalb geschieht, verliert an Bedeutung. Manchmal kommen Be-

kannte zu Besuch. Natalie fällt es schwer, an frühere Begebenheiten anzuknüpfen. Die Besucher erzählen von ihrem Alltag, von dem sie weit weg ist. Oder sie fragen nach dem Befinden: „Wie kann man fragen, wie es mir geht?“ – ein Hauch von Bitterkeit schwingt in diesen Worten mit, aber sie äußert auch Verständnis dafür, dass vielen Menschen dem Thema Tod hilflos gegenüberstehen. Natalie hat sich dazu entschlossen, nur noch Menschen um sich haben zu wollen, die ihr gut tun. Wie ihren Mann, der zuhause alles in ihrem Sinn bewältigen will und kommt, so oft er kann. Sie weiß, dass er eine große Last trägt – Beruf, die Kinder, den Haushalt und eine todkranke Frau. „Ich würde ihn so gerne unterstützen“, meint sie und die Tränen fließen.

So lange wie möglich leben und für ihre Familie da sein, ist ihr Wunsch. Ihre Söhne wollen nicht mit ihr über die todlbringende Krankheit sprechen, „ich glaube, sie verdrängen das“ – Natalie versteht und akzeptiert das. Die Tage nehmen, wie sie kommen, hat sie sich selbst zur Devise gemacht. Angst vor dem Tod? Die hageren Frau zuckt mit den Schultern: „Ich weiß nicht, was wird, ich hoffe aber, dass ich den richtigen Zeitpunkt erkenne und dass es dann schnell geht.“

Das Hospiz

Welthospiztag Am 10. Oktober ist Welthospiztag. Er steht unter dem Motto „Hospiz- und Palliativversorgung. Für alle. Überall.“

Vorort Das erste stationäre Hospiz im Landkreis Göggingen wurde vor rund zwei Jahren eröffnet. Dort werden Menschen an der Schwelle zum Tod begleitet. Die Gäste des Hauses sollen bis zu ihrer letzten Stunde eine hohe Lebensqualität erfahren.